

Hoffnungsträger

Morgens um sieben Uhr verlässt er das Haus und fährt zur Arbeit. Manchmal früher, manchmal später macht sie sich auf zu ihrer Arbeitsstätte. Aber die beiden haben ein gemeinsames Ritual: Das gemeinsame Frühstück ist ihr Begegnungsort. Da erzählen sie, was sie am Tage erwartet und was am vergangenen war. Bewusst suchen und nehmen sie sich diese Zeit zum persönlichen Gespräch. Oft lesen sie einige Verse aus der Bibel und beten für sich und andere.

Umgang mit der begrenzten Zeit braucht einen inneren Kompass. Wofür lebe ich vorrangig, was ist nachrangig, was ist wirklich bedeutend, wo will und kann ich mich zentrieren? »Hilf, Herr meines Lebens, dass ich nicht vergebens hier auf Erden bin« ist eine Bitte, den inneren Kompass zu justieren. Die Kompassnadel richtet sich, gleichgültig wo man sich auf dem Erdball befindet, immer nach Norden aus und zeigt die Richtung an, in der man unterwegs ist. Die uns von Jesus in den Evangelien überlieferten Worte geben dem Leben eine unverwechselbare Ausrichtung. Sie schenken in unübersichtlicher Situation eine Entscheidungsgrundlage, weil sie helfen, das Dringliche des Augenblicks vom Wichtigen eines Tages oder einer Woche zu unterscheiden. Gott im Gebet anzusprechen trägt viel zu dieser inneren Klärung bei.

Zum x-ten Mal umkreist er nun schon mit seinem Wagen die Wohnsiedlung, auf der Suche nach einem Parkplatz. Vorhin dauerte es bereits viel länger als erwartet, bis die Kinder ihre Sachen zusammen hatten und bis der für das Grillfest von seiner Frau vorbereitete Kartoffelsalat fertig war. Und jetzt auch noch diese dämliche Parkplatzsuche. Die geplante Ankunftszeit ist nicht mehr zu halten. Bei den Freunden anrufen und ankündigen, dass es etwas später werden wird, wäre jetzt ein kluger Gedanke. Doch er beschimpft zunächst das »Navi« und seine Konstrukteure, dann die Kinder, die ihre Sachen nicht beieinander hatten und schließlich seine Frau. »Konntest du den Kartoffelsalat nicht schon gestern vorbereiten?« Nur zu seinen eigenen Fehlern vermag er nicht zu stehen. Dafür müssen immer wieder andere herhalten.

Für den Vater scheint dieser Rückzug ideal. Die Kinder werden den Mund halten, gegen ihn haben sie doch nichts auszurichten. Und seine Frau wird ebenfalls auf eine Erwiderung verzichten, um die miese Stimmung nicht völlig ins Chaos zu steuern. Scheinbar hat er also gewonnen. – Tatsächlich ist sein Verhalten eine dauernde Plage für die Familie. Weil der Vater zu eigenen Fehlern nicht zu stehen vermag, plustert er die Defizite anderer auf und büßt damit von Mal zu Mal Ansehen in den Augen seiner Frau und Kinder ein. Zunehmend rückt das Paar voneinander ab. Schließlich bleiben sie allein in ihren vier Wänden, zukünftig geht jeder seinen eigenen Beschäftigungen nach. Die Wunde der Trennung weitet sich.

»Hilf, Herr meiner Tage, dass ich nicht zur Plage meinem Nächsten bin!« ist eine Bitte, mich selbst zu mögen. Können wir uns selbst lieben, fällt es leichter andere zu loben, statt sie zu tadeln. Doch ein positives

Selbstbild wächst nicht von alleine oder durch festen Willen aus steinigem Boden hervor. Jemand muss die innere Verkrustung aufweichen, jemand die familiären Beziehungen mit Liebe beleben, durch Vertrauen stärken und mit Respekt behandeln. Die Bibel erzählt, dass es Jesus gelang, solch positive Kräfte in Menschen hervorzubringen, weil er selbst liebend und ohne Vorbehalt auf sie zuging. Zerstrittene Menschen fanden durch seine Vermittlung neu zusammen. Weil Jesus ihnen ihre Schuld vergab, mussten sie nicht mehr länger die Kofferträger anderer sein. Die einen fanden den Mut, ungerechtfertigte Kritik zurückzuweisen und andere die Größe, zu eigenen Fehlern zu stehen und um Verzeihung zu bitten. Das ist so viel sinnvoller und lebensbejahender, als sich an den eigenen Fehlern und den Fehlern anderer ergebnislos abzuarbeiten.

Seit drei Jahren lebt sie mit ihrem Freund zusammen. Eines Tages lernt sie an der Uni einen anderen jungen Mann kennen. Die beiden verstehen sich gut und nach nicht langer Zeit packt sie ihre Sachen und zieht aus der gemeinsamen Wohnung mit dem Freund aus. Doch irgendwie fühlt sich das nicht gut an. Verheiratet waren sie nicht, aber wären sie verheiratet gewesen, hätte ihre Trennung den Stellenwert einer Scheidung gehabt und noch vor Jahren hätte ihre Beziehung zu dem zweiten Mann unter dem Stichwort Untreue oder Ehebruch rangiert. Es fühlt sich nicht gut an, obgleich es ja immer klar war, dass man es miteinander nur auf Probe wagte, um zu sehen, ob es passt. Und nun passt es eben nicht! Und doch liegt etwas in ihrem Gewissen quer. Sie spürt, dass sich Personen nicht willkürlich austauschen lassen können. Eine Stimme in ihr widerspricht ihren eigenen Argumenten, es sei alles okay, sie habe kein Unrecht getan, so spiele halt das Leben.

Was irritiert, ist das Gefühl persönlicher Schuld. Es lässt sich nicht verdrängen. Entwickelt sich das Ich-Bewusstsein des Kindes – wenn also Lisa weiß, dass Lisa Hunger hat und »Ich« sagen kann – ab dann ist Lisa klar, dass Peter ein »Du« ist und ebenfalls Hunger fühlt. Darum gehört das Empfinden der jungen Frau zu ihr. Sie wird es nicht los und sie soll es nicht loswerden, denn Mitgefühl zeichnet das Menschsein aus. Ein Abschied ohne Entschuldigung und Verzeihen hinterlässt offene Wunden.

»Hilf, Herr meiner Stunden, dass ich nicht gebunden an mich selber bin« ist eine Bitte um das Reifen der eigenen Person. Es ist die Bitte um Empfindsamkeit und Anteilnahme. Sie muss mit dem verlassenen Freund reden, damit sich die störende Stimme des Verklägers in ihr zur vertrauten Stimme eines fürsorglichen Begleiters verwandelt. Die junge Frau muss über sich hinausschauen, auf den anderen sehen, mit dem verlassenen Freund fühlen und mitfühlend sein mit sich selbst. Nur das Eigene zu suchen zieht sie aus der menschlichen Gemeinschaft heraus und pflanzt den Keim sich wiederholender Entfremdung in die neue Freundschaft ein.

Ich sitze mit einem 78-jährigen Mann am Tisch. Wir kommen ins Gespräch. Er erzählt von seiner kürzlich verstorbenen Frau. Acht Jahre wurde sie in einem Heim gepflegt. Ihr Gesundheitszustand verschlechterte sich zunehmend. »Ich weiß nicht«, erzählt er, »ob sie mich in den letzten zwei Jahren überhaupt noch erkannte?« Das hat ihn nicht davon abgehalten täglich an ihrem Bett zu sitzen, ihr vorzulesen, sie zu füttern, ihr vertraute Lieder vorzusingen und Psalmen zu beten. Bei seinem letzten Besuch, so sagt der Mann, habe er ihre Hand gehalten und er meint, sie habe seinen Händedruck, wie zum Abschied, zart erwidert. Das tröstet ihn, das lässt ihn glauben und Gott danken, dass er sein in jungen Jahren gegebenes Eheversprechen

einhalten konnte.

So unterschiedlich unsere Tage auch aussehen mögen, jeder davon gibt uns 24 Stunden Zeit. Gleiten sie uns aus der Hand, rieselt das Leben wie Sand durch die Finger. Das merken wir, weil es unruhig macht, weil Hektik um sich greift, weil wir einen inneren Druck spüren, vor dem es kein Entrinnen gibt. Dann sind wir von der Zeit Getriebene, die ein schlechtes Gewissen plagt, oder wir lernen zu haushalten, uns auf Wesentliches zu konzentrieren.

»Hilf, Herr meiner Seele, dass ich dort nicht fehle, wo ich nötig bin.« Die Zeit an der Seite seiner Frau war für den Mann nicht vergebens. Sorgfältig ging er mit seinen eigenen Kräften um und tat, was ihm möglich war. Der Mann hat seiner Zeit Sinn gegeben.

»Hilf, Herr meines Lebens, dass ich nicht vergebens, dass ich nicht vergebens hier auf Erden bin.« Vielleicht ist es Ihnen aufgefallen. Dieses Mal haben wir die erste Strophe als letzte gesungen. Das geschah ganz bewusst. Denn das Lied ist eine Bitte an Gott. »Hilf, Herr meines Lebens!« Mit diesem Bittruf fängt jede Liedzeile an.

Gut möglich, dass Sie zu den Menschen gehören, die den Sinn ihres Lebens suchen. Etwas, für das es sich zu engagieren lohnt, etwas, das anderen Menschen hilft, an das sie sich noch lange erinnern werden. Oft ist diese Suche nach Sinn im Leben mit unserem Lebensalter verbunden. Leute meines Alters zum Beispiel, so Mitte 50, fragen verstärkt danach. Beruflich hat man erreicht, was man anstrebte, oder wir müssen akzeptieren, dass es keine großen Sprünge auf der Karriereleiter mehr geben wird. Haben Sie Kinder, sind die bereits aus dem Haus oder kurz vor dem Absprung. Ein Hobby zu pflegen, ist eine schöne Sache, doch mehr als etwas für sich, wünschen Sie sich, für andere in irgendeiner Weise wichtig sein zu können. Gehören sie einer Kirchengemeinde oder einem Verein an, stehen die Chancen dazu gut. Allerdings sind viele Ämter bereits mit guten Leuten besetzt und so haben Sie ihren Platz noch nicht recht gefunden? »Hilf, Herr meines Lebens, dass ich nicht vergebens hier auf Erden bin.« Dieser Wunsch und diese Bitte sind in Ihnen erwacht – und das ist großartig! Ernsthaft denken Sie darüber nach, wo Sie gebraucht werden. Wenn Sie Glauben an Gott haben, können Sie ihn darum bitten, Ihnen einen solchen Platz zuzuweisen! Doch bevor Sie loslegen oder wenn Sie schon mitten dabei sind, bedenken Sie: Was könnte all Ihr Vorhaben und selbst das Beste ausrichten, wenn Sie dabei allein auf Ihre eigenen Kräfte angewiesen wären?

Vielleicht haben sie sich in einem der vier Beispiele wiedergefunden. In dem Mann am Krankenbett seiner Frau. In der Studentin, die sich von ihrem Freund trennte. In dem Familienvater, der sich von seiner Familie entfernte oder dem Paar, dass sich ein morgendliches Ritual gegeben hat. Es sind diese Alltäglichkeiten, es sind diese unspektakulären Geschehnisse, die das Zeug haben, dem Leben Sinn zu verleihen. Jede Begegnung, in der wir stehen, jeder augenblickliche Kontakt mit einem anderen Menschen, kann zu einer solchen Erfahrung werden. Sinn will von uns gefunden und gestaltet werden.

Das ist wahr und doch ist es nur die halbe Wahrheit. Die andere Seite der Medaille weist über uns hinaus

und hin, nicht zu anderen Menschen und ihren Ansprüchen, sondern auf Gott den Herrn. So wie wir es gesungen haben. »Hilf, Herr meines Lebens.« In der wiederholten Bitte des Liedes ist ein wiederholtes Bekenntnis enthalten. Dieses Bekenntnis, so scheint es mir, rangiert noch vor der Bitte. Denn die Bitte kann sich nur erfüllen, wenn der angerufene Herr auch tatsächlich Herr unseres Lebens sein darf und sein soll. Das lebendige »Du« des Auferstandenen Jesus Christus ist der Dreh- und Angelpunkt solchen Glaubens.

Es macht keinen Sinn, einen toten Gott zu verehren oder etwa an ein verhängtes Schicksal zu glauben. Mit dem Zufall kann man keine Beziehung pflegen. Das Schicksal kann man nicht anbeten. Den Sternen oder dem Geld kann man sich nicht anvertrauen. Der Herr meines Lebens kann nur ein persönliches Gegenüber sein. Wie auch immer wir uns das vorstellen bzw. zugeben, Jesu Gottheit nicht begreifen zu können: Jesus, Herr meines Lebens, ist der Bittruf an einen lebendigen Gott. Nicht unser Glaube, sondern der Geglaubte bildet die Nabe unserer Hoffnung. Haben wir einen Schlag in der Felge des Lebens, fällt es schwer Spur zu halten. Der Sinn und die Hoffnung Ihres Lebens verliert sich dadurch nicht. Denn Jesus Christus ist unsere Hoffnung, er ist die Gute Nachricht selbst. Das zu glauben, lässt Sie ein Hoffnungsträger sein. In Jesus zentriert können Sie dieses Zentrum immer wieder aufsuchen, immer wieder dahin streben. Dann wird es Sie durch die Zentrifugalkräfte seiner Liebe zum Nächsten hintragen.

Jede begrenzte und punktuelle Unterstützung, die wir erfahren, ist eine Hoffnungsbotschaft und wo immer Sie Zuversicht ausstrahlen, vermitteln und empfangen Sie Lebenssinn. Jesus hat Sie verändert und bleibt weiter an Ihnen dran. Er macht Ihr Leben reich, dass es zu anderen überfließt.